Gottfried Keller
und
Ludwig Feuerbach

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der Doktorwürde
der
philosophischen Fakultät Sektion I
der
Ludwig-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von
Johannes Dünnebier
aus Zwickau.

ACAD. LUGD. BAT. BIBL.

Internationaler Verlag für Literatur, Musik u. Theater
„Weltensegler“ von Franz Ketner
Zürich 1913

Genehmigt auf Antrag der Herren Professoren
Dr. **Muncker** und Dr. **Paul.**

Vorwort.

Vorliegende drei Kapitel bilden den ersten Teil einer Arbeit, die unter gleichlautendem Titel im Internationalen Verlag für Literatur, Musik u. Theater „Weltensegler“ von Franz Ketner, Zürich 1913 erschienen ist.

Abkürzend gebraucht werden:

Keller: „Ges. Werke“. Berlin 1889: (1—10); „Der grüne Heinrich“. Berlin 1854/55: (A. 1—4);

Bächtold: „Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher“. Berlin 1893—97: (B. 1, 2, 3);

Brunner: „Studien und Beiträge zu Kellers Lyrik“. Zürich 1906: (Br.);

W. Bolin: „Ludwig Feuerbach“. Stuttgart 1891: (Bol. 1, 2).

Herrn Professor Muncker danke ich an dieser Stelle herzlich für seine freundlich fördernde Teilnahme an dieser Arbeit.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548309_0097

1. Kapitel.

Jugendromantik.

Es war der „Ruf der lebendigen Zeit“, der in Gottfried Keller den ruhenden Dichter weckte und seine Lebensrichtung entschied. Gewiß war es nicht an sich der berückende neuartige Klang von Herweghs schwungvollen Liedern, der den Dreiundzwanzigjährigen berauschte und emporriß; es war die Sache der Freiheit selbst, die ihn nun mit Herwegh zum „vagen Revolutionär à tout prix“ machte. Trotz der unverkennbaren Anregungen und Einflüsse von Herwegh, Grün und Freiligrath her ist der ungestüme Freiheitsgeist dieser ersten Zeit- und Streitlyrik weder geborgt, noch gemacht, sondern trägt den Charakter ehrlicher Überzeugung und inneren Miterlebens. Dies betont auch noch der Dichter selbst, nachdem er längst über das „Pathos der Parteileidenschaft“ seiner aufgeregten Jugend zu lächeln gelernt hatte. Leidenschaftlich ruft der junge Dichter zum Kampf gegen Jesuiten und Altgläubige, gegen Pfaffen und Konservative, gegen Abtrünnige und Gesinnungslose, zum Kampf gegen jede Art von Knechtschaft und wird nicht müde, voll Hoffnungsseligkeit die Morgen-

röte einer aufgehenden neuen Zeit zu verkünden und zu besingen. Freiheit ist sein Lieblingswort und Lieblingsthema, das häufig auch in der zartesten Naturlyrik fühlbar im Hintergrunde ruht, wenn es nicht gar gewaltsam das Wort nimmt, so daß in manchen Liedern sich neuzeitliche Klänge mit romantischen sonderbar vermischen[1]). So gleicht die gesamte Jugendlyrik Kellers einem rasch aufgeschossenen Freiheitsbaume, der seinen Wipfel kräftig in das Wehen der kommenden Zeit reckt und zugleich seine besten Wurzeln in einen Nährboden senkt, der schon jüngere Triebe hervorgebracht hatte. Diese aber tragen einen wesentlich romantischen Charakter.

Sieben und sechs Jahre liegen die ersten poetischen Versuche zurück. Es sind kleine poetische Stimmungsbilder in Jean Paulschem Stile, die Bächtold als „grotesk romantische Erzählungen, üppige Schilderungen von Sonnenauf- und -untergängen, von Gewittern" charakterisiert. Mit melancholisch sehnsüchtiger Klage besingt der naturselige Jüngling die Dämmerung mit ihren gebrochenen, verschwimmenden Farben, feiert er die dunkle Nacht, welche die Natur mit geheimnisvoller Unbestimmtheit umkleidet. „Unnennbare Gefühle, sehnsüchtige Phantasien, leuchtende Bilder der Hoffnung drängten sich in meiner Seele, während der Widerschein der gesunkenen Sonne allmählich verblich und dem dunkeln Blau der Dämmerung Platz machte" (B. 1, 420). So schreibt er 1837 in dem Stimmungsbild „Eine Nacht auf Uto", worin dann weiterhin der wunderbare Zauber einer Mondnacht geschildert wird und alle verworren sehnsüchtigen Gefühle eines schwärmerischen Herzens entfesselt werden, denn der junge Dichter „betet die

Natur nicht um ihrer Formen willen an", wie er in einem Brief aus derselben Zeit gesteht, sondern um ihrer inneren Harmonie willen. „Ich fordere keinen scharfen umfassenden Geist, keine berechnende, weitausschauende, entschlossene Kraft von einer großen Seele; es sind schöne Gaben, aber sie kann ohne dieselben bestehen. Hingegen fordere ich vom wahren Menschen jene hohe, große, majestätische Einfalt, mit der er den Schöpfer und seine Schöpfung, sich selbst, erforscht, anbetet, liebt. Ich fordere von ihm das Talent, sich in jedem Bach, an der kleinsten Quelle, wie am gestirnten Himmel unterhalten zu können, nicht gerade um des Baches, der Quelle, und des Himmels, sondern um des Gefühls der Unendlichkeit und der Größe willen, das sich daran knüpft. Ich fordere von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum zu ziehen und der sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Heldengedanken entlocken zu können; aber der kleinliche spekulierende schmutzige Zeitgeist sei fern von ihm" (B. 1, 64). So spricht nur ein Romantiker, der unbefriedigt von dem Eindrucke der äußeren Formen in den innersten Kern und Geist der Natur dringen will, der die subjektiven Gefühle und Stimmungen höher als den schlichtsinnlichen Naturgenuß, dem sie entspringen, einwertet. Mit allem Jugendüberschwang wird daher an derselben Stelle die Einsamkeit als die einzig wahre Schule für einen Geist von edeln Anlagen gepriesen, die Einsamkeit, verbunden mit dem ruhigen Anschauen der Natur, denn indem der Mensch bei sich selbst einkehre, komme er zu den schönsten Träumen.

Das geforderte „ruhige Anschauen der Natur" bedeutet keineswegs objektives Betrachten der Welt, ent-

spricht erst recht nicht der tiefen Ehrfurcht vor den Dingen, die den Dichter später erfüllt, obwohl der Jüngling damals doch schon in ehrgeizigen Malerplänen aufgeht. Aber in der Lust am Entwerfen und Erfinden malerischer Szenen war nichts anderes wirksam als die gärende Phantasie eines Dichters, die schon in der Knabenzeit von innerer Gebundenheit frei zu werden strebt und einen anschaubaren Ausdruck sucht. Für den werdenden Maler handelt es sich nicht um scharfes Erfassen und getreues Wiedergeben der Naturformen, sondern vor allem um phantasieerfülltes Umgestalten der Natur. Er sieht in die Natur mehr hinein, als heraus. Der Malerdichter Sternbald ist ihm geistesverwandt und der sagt einmal: „Ich will nicht Bäume und Berge abschreiben, sondern mein Gemüt, meine Stimmung, die mich in diesem Augenblicke regiert.“ Diese voreinnehmende Art an die Natur heranzutreten wird im „Grünen Heinrich“ sehr streng als gefährliche und selbstgefällige Borniertheit verurteilt. Das gilt zwar Heinrichen, der, in der Schule Habersaats völlig seiner Laune und Willkür überlassen, das Sonderbare und Krankhafte mit dem Malerischen verwechselt, trifft aber auch den zwanzigjährigen Keller, denn was er damals am liebsten zeichnet, sind abenteuerliche Weidenstöcke, ungeheuerliche Mißgestalten, krasse Räuberszenen, Erhängte, Fratzen, mit drei Worten: Absonderliches, Krankes, Schauerliches. In „Franz Sternbalds Wanderungen“ werden gerade solche seltsame Gestalten, unorganische Figuren, halb Pflanzen, halb Insekten, possierliche und zugleich furchtbare Fratzen als malerische Motive empfohlen mit der Begründung, daß derlei vernünftig sein müsse, da der Mensch als Naturwesen das Tollste und Unsinnigste er-

sinnen könne, ohne je in Unnatürlichkeit zu verfallen. In späteren Dichtungen weiß Keller diese verlogene romantische Stimmungsmache nicht oft genug zu tadeln, am grimmigsten wohl in dem „Schöngeist“, der, ohne Achtung vor dem nackten Elend, „die malerische Lumpenbrut“ abzeichnet (10, 90).

Diese Freude am Schnörkel, an bedeutungsvollen Figuren und Situationen teilte Keller mit so ziemlich allen Romantikermalern, bei denen das gewaltsame Verbiegen der natürlichen Form aus Mißachtung der sichtbaren Körperwelt hervorgeht. Höchste Künstlerschaft sahen und suchten sie nicht in der Wiedergabe der Erscheinungen, sondern in der Offenbarung des dahinter ruhenden heiligen Geistes. Aus diesem Grunde waren sie Allegoristen und Symboliker. Unter den Augen seines Lehrers Rudolf Meyer hatte Keller die symbolische Richtung allmählich verlassen, aber auf dem neuen beschwerlichen Wege, den dieser ihn führte, kam er zu der schmerzlichen Erkenntnis, daß er mit all seiner Phantasie kein Maler sei[2]). 1843 schreibt er in sein Tagebuch: „Der Gedanke ist es, der das Wort adelt. Bei der bildenden Kunst aber sind Form und Gedanke eins, und mit dem feinsten Gefühl, mit der besten Überzeugung und mit der feurigsten Pantasie kann man keine schöne klassische Figur zeichnen, wenn man nicht mit seiner eigenen Hand jahrelang ausschließlich, ich möchte sagen handwerksmäßig, unter guter Anleitung gezeichnet und radiert hat“ (B. 1, 197). In dem Gefühle, daß seine malerisch-technische Gestaltungskraft dem Schwung der Vorstellung nicht folgen könne, hatte er schon früher zuweilen Stift und Pinsel beiseite gelegt und seine Skizzenbücher mit seitenlangen poetischen Schilderungen

angefüllt, so daß Tiecks Loblied auf die allegorische Kunst, in welcher der Künstler „gleichsam über die Grenzen seiner Kunst hinausschreiten und mit dem Dichter wetteifern“ könne, gerechtfertigt scheint — freilich nicht ganz im Tieckschen Sinne.

Als Keller endlich sich seiner Dichtergabe klar bewußt wird und mit seinem ersten politischen Gedichten sich zum jungen Deutschland stellt, da scheint allerdings keine Brücke in die romantischen Gefilde zurückzuführen. Aber wie der phantasieberauschte „Kopfmaler“ trotz aller Spintisier- und Erfindungslust zuweilen versucht hatte, die Natur in peinlichen Studien realistisch zu erfassen, so trägt nun auch die Jugendlyrik ein doppeltes Antlitz. Voll Hoffnungsfreude blickt das eine in die Zukunft, rückwärts das andere, schwermütig und in Träumereien gehüllt:

„Der Welt mit Weltsinn nun entgegengehen
Das will ich; aber innen, ungesehen,
Blüht Todesdemut mit geheimen Glanz.“ (Br. 196.)

Melancholische Nacht- und Todesstimmungen, wie sie mit tieferem Ernste Novalis und zu Kellers Zeit Lenau festgehalten haben, finden sich häufig in den ersten Dichterjahren, aber meist nur als poetisches Spiel mit traurigschönen Gefühlen. Der Jugendgeliebten, die seit acht Jahren tot ist, widmet er einen Zyklus von Liebesliedern, in denen er sich in Liebesleidenschaft, in Trauer und Verzweifung um die Tote künstlich hineinfühlt. Seinen Empfindungen fehlt fast immer die Kraft der Wahrheit; dies z. B., wenn er im Schmerz um die sterbende Geliebte singt:

Blühe, milde Grabesblume,
Blühe und verblühe selig!
Noch ein kurzer, heißer Sommer
Und auch ich bin überzählig.
Wie die linden Maiendüfte
Deine Blüten sanft entblättern,
So wird meine Krone fallen
In des Herbstes rauhen Wettern. (Br. 415.)

Aber leicht, nur allzu leicht vermag der junge Dichter diese Grabessehnsucht zu überwinden, wie denn, das erkannte schon Varnhagen, die „Neigung zum Düstern" in den Gedichten „weniger wesentlich und mehr aufgetragen ist" und sich später ausscheiden würde.

Der ganze Cyklus jener siebenundzwanzig Liebeslieder beruht eben nicht auf tieferen Gefühlen, sondern ist ein bilderfrohes Phantasiespiel, das noch kein inhaltreiches Erleben hinter sich hat. Nicht erst der gereifte Keller belächelte „jene gemachten und wässerlichen Liebeslieder"; auch schon in den Liedern selbst wendet er sich mit romantischer Ironie gegen seine Schöpfungen:

„Sagt, wann wird der Täuschung Schleier
Endlich mir vom Aug' gehoben?
Unverwüstlich sind die Dichter,
Alles wird zu Traum verwoben;
Selbst der nahe Tod wird spielend
Noch mit Schein und Tand umschlungen —
O, ich glaube, er ist eben
Eisig in ein Herz gedrungen!" (Br. 416.)

Er ist sich seiner Subjektivität durchaus bewußt, verteidigt sie in einem Sonett „Subjektives Dichten"

(Br. 406) und verherrlicht in seinem „Winterspiel“ eine subjektiv gestaltende Phantasie, die unabhängig von der Wirklichkeit sich eine innere Willkürwelt erbaut. Einen „spielenden Träumer“ nennt er sich später in der Redaktion von 1882 im Schlußvers dieses Gedichtes. Und das war er nicht nur als Dichter, sondern seinem ganzen Charakter nach, trotz der revolutionären Tagespoesie und der lebendigen Teilnahme an den Zeitereignissen. Er war kein magischer Idealist wie Novalis, der in gewaltiger Auflehnung gegen die Realität der Außenwelt seinem Innenleben die höhere Wirklichkeit und eine schöpferische Macht zuspricht. Verse wie:

„Sie (die Nacht) und der Tod und wir alle
Sind Träume von einem Traum“

könnten freilich von Novalis stammen, aber sie stehen bei Keller ganz vereinzelt. Nichtsdestoweniger kennt auch er ein geradezu romantisches Traumleben. Das seltsame Traumbuch aus den Jahren 1846—48 gibt dafür überzeugende Beweise. „Es nimmt mich eigentlich wunder,“ schreibt er noch 1848, „warum ich diese kindischen Träume aufschreiben mag. Jedoch kommt es von der glücklichen Stimmung, in welche mich diese einfachen Spiele der träumenden Seele auch noch nach dem Erwachen versetzen.“ (B. 1, 302.) Rein ästhetisches Wohlgefallen an der Traumpoesie, wie es z. B. Hebbel in seinen Tagebüchern bekundet, liegt hier nicht vor; Keller sieht in seinen Träumen nicht bloß Phantasieerzeugnisse, die gegen das warme Leben schließlich nicht aufkommen können, sie erscheinen ihm, wie etwa Möriken, als ein wesentlicher Teil seines Lebens. Nach der Aufzeichnung des anmutigen Traumerlebnisses mit den beiden Mädchen,

die ihn liebkosen, fügt er hinzu: „Dieser Traum hatte mich erquickt für viele Tage, wie wenn ich das artige Abenteuer wirklich erlebt hätte.“ (B. 1, 283.) Eine andere Niederschrift ist noch aufschlußreicher: „Auffallend ist mir, daß ich hauptsächlich, ja fast ausschließlich in traurigen Zeiten, wo ich den Tag über in kummervollem Brüten dahinlebe, solch heitere und einfach liebliche Träume habe.“ (B. 1, 303.) So scheint er oft das Glück, das ihm die Wirklichkeit nicht gewähren wollte, im Traum gesucht zu haben. Ehe er der Winterthurerin Luise Rieter seine Liebe zu offenbart, bemächtigt er sich der geliebten Person nur in der Phantasie und beginnt in jener Zeit seine Tagebuchaufzeichnungen bezeichnenderweise oft mit: „Ich dachte“ . . . „ich möchte“ . . . „ich wünschte“ . . ., bis endlich der Drang nach dem vollen und wahren Erleben bisher nur ersehnter Gefühle ihm das erste, so merkwürdige Liebesgeständnis abzwingt und damit, was er vielleicht auch gefürchtet hatte, dem träumerischen Zustande, der ihm „ein still genossenes schuldloses Glück“ gewährte, ein Ende gemacht wurde.

Trotz solcher romantischer Einzelzüge, die noch der nahezu Dreißigjährige zeigt, eine *ganze*, *ungespaltene* Romantikernatur ist Keller nicht; dagegen spricht seine politische Tätigkeit und auch die Jugendlyrik als Mischung von romantischen und jungdeutschen Elementen. Heines Poesie, deren ungünstige Wirkung auf Keller häufig zu spüren ist, zeigt wohl am eindrücklichsten, daß zwischen diesen Gegensätzen eine Verbindung möglich ist; derselbe Heine beweist freilich auch, wie groß dabei die Gefahr innerer Zerrissenheit ist. Auch Keller findet keine tiefere Versöhnung zwischen seinem poetischen Gefühlsleben und der prosaischen Außenwelt, zwischen

Idealismus und Realismus, zwischen Herz und Kopf. Schon in seinen Tagebuchaufzeichnungen aus dem Jahre 1837 findet sich ein schmerzvoller Aufschrei, der uns den Riß in seiner Seele aufdeckt: „Reiße, o reiß, unersättliche Sehnsucht, zerreiß mir das arme freundlose Herz und löse in bitterer falscher Galle meine Gefühle auf! Was zerrst du mit nagendem Schmerze am Leben und raubst mir den Genuß meines Daseins? Laß ab und gib mich der Welt, der gemeinen, zurück, der du mich entführtest! Du siehst, ich kann dir ja nicht geben, was du verlangst; denn ich weiß nicht, was du willst, noch weiß ich, wo ich es finde. Siehst du ringsum die herrliche blühende Natur? Sie spottet deines Kummers und entzieht ihre Schätze deinem heißen Verlangen. Ach! sie ist so schön, diese Schöpfung, so reich an Licht und überfließender Fülle und strahlender Wärme und ich wandle so öde durch dieses Licht und friere in dieser strahlenden Wärme und irre so dunkel, so schwarz, so verdrießlich mitten durch diese Farbenpracht, die meines einsamen Elendes lächelt. O hätte ich dich nie gesehen, unerreichbares Ideal, das ich mir schaffte mit aller Glut, die meine törichte Phantasie anzufachen vermochte! Täglich und stündlich streb' ich nach deinem Sonnenantlitz und wähne mich dir schon genähert, indes ich tief unten im Schlamme herumtappe und das Wahre nicht finde und das Leben versäume. Täuschung gibst du mir für Licht, raubst mir das niedere Glück und verbirgst mir das hohe, das du mir versprachest, und lässest in grauer Leerheit mein Herz, das doch so viel zu fassen bereit wäre. Fleuch' hin, eitles Traumbild, woher du gekommen bist und gib mich dem Schlafe zurück, auf daß ich nicht über dem qualvollen Wahne die Ruhe verliere!“ (B. 1, 423.) Das ist dieselbe

Seelenstimmung, an der sich Hölderlin aufrieb und, an Ideal und Natur verzweifelnd, zugrunde ging. Bei Keller ziehen diese Stimmungen vorüber, in seinen Briefen und Jugendaufzeichnungen wenigstens schlagen sie sich selten nieder. Trost gewährt ihm in jenen Jahren immer wieder die Natur, aber während sich Hölderlin schwärmerisch und selbstvergessen an ihr Herz wirft, befürwortet schon der junge Keller das „ruhige Anschauen", doch ist auch sein Naturgefühl sentimental gestimmt, auch er sucht in der Natur sein Glück. (B. 1, 64.)

Wenn später der angehende Dichter für E. T. A. Hoffmann trotz der ihm anhaftenden Schwächen Liebe und Achtung empfindet, so gelten diese in erster Linie dem Menschen Hoffmann, dem er sich wesensverwandt fühlt. Nur zu häufig sucht ja auch Keller im Rausch Erlösung von der phlegmatischen Schwere und Nüchternheit. Hoffmanns Dichtungen aber mußten den Jüngling bezaubern, weil hier eine Vermittlung zwischen greller Realistik und wunderbarer Phantastik angestrebt war; freilich bestand dieser Ausgleich lediglich aus einer Doppelbrechung des Weltbildes in Licht- und Nachtseite, aber Keller scheint eine tiefere Versöhnung damals kaum für möglich gehalten zu haben. Nur von diesem Gesichtspunkt aus wird uns ferner die überschwengliche Begeisterung für Jean Paul verständlich. Hier zeigte sich ein Herrscher, der gleichermaßen im idealen Reich der Willkür wie auf der beschränkten Erde eine Heimat hatte. Es ist der erste große Dichter, der auf den Jüngling mächtigen Eindruck gemacht und tiefgehenden Einfluß hat; in den Briefen und Tagebuchniederschriften begegnet man immer wieder der üppigen Bildersprache Jean Pauls. Noch in der ersten Fassung des „Grünen

Heinrich“ widmet Keller diesem Lieblingsdichter, nachdem er damals dessen Einfluß längst überwunden hatte, einen dankbaren Hymnus: „In demselben schien mir plötzlich alles tröstend und erfüllend entgegenzutreten, was ich bisher gewollt und gesucht, oder unruhig und dunkel empfunden, gefühlerfülltes und scharfbeobachtetes Kleinleben und seine Spiegelung des nächsten Menschentums mit dem weiten Himmel des geahnten Unendlichen und Ewigen darüber; heitere, mutwillige Schrankenlosigkeit und Beweglichkeit des Geistes, die sich jeden Augenblick in tiefes Sinnen und Träumen der Seele verwandelte, lächelndes Vertrautsein mit Not und Wehmut, daneben das Ergreifen poetischer Seligkeit, welche mit goldener Flut alle kleine Qual und Grübelei hinwegspülte und mich in glückliche Vergessenheit tauchen ließ.“ (A. 2, 174.) Dieser Lobgesang soll die Wirkung Jean Pauls auf den Jüngling ausdrücken[3]), der in dem weltversöhnenden Humor des Dichters Trost gesucht und gefunden hat. Dadurch aber wurde er von neuem dem Leben entfremdet, denn Keller sagt selbst einmal später, daß es eine unglückselige und trübe Zeit gewesen sei, wo man bei Dichtern wie Jean Paul Trost holen mußte. (11, 123.)

Das schon angedeutete Doppelwesen der Kellerschen Jugendpoesie beruht auf einem tieferen Zwiespalt im Charakter des Dichters. Unverkürzt soll dem gemütlichen Herzen sein Recht werden, doch ohne Vergewaltigung der freien Vernunft. Als ein besonders charakteristisches Zeugnis dafür darf ein frühes Liebeslied gelten; es ist eine Allegorie von so traumartig zarter Poesie, wie man sie nur aus dem „Ofterdingen“ kennt, Keller aber, und darin unterscheidet er sich durchaus von Novalis, gibt

in einer eingeschalteten Strophe selbst die trockene Auflösung des Rätsels und stellt so mitten in die Dämmerung ein störendes Licht. Mit seinen Dichtungen will Keller ein Doppeltes. Erstens sich in den Dienst der Zeit stellen und dann frei und ungestört in seiner Traumwelt leben. Ins Tagebuch trägt er 1843 ein: „Die Propaganda irrt sich, wenn sie glaubt, die Dichtkunst sei nur für die Tat und zu politischen oder reformatorischen Zwecken geschaffen. Der Dichter soll seine Stimme erheben für das Volk in Bedrängnis und Not, aber nachher soll seine Kunst wieder der Blumengarten und Erholungsplatz des Lebens sein.“ (B. 1, 210/11.) Bezeichnenderweise werden ihm frühzeitig die Nacht mit ihren Wundern und Geheimnissen und der helle, aufklärende Tag zu zwei häufig wiederkehrenden Symbolen für seine Poesie, z. B.:

Lieblich diese Sonne lacht
Und der Tag wird heiter;
Doch, wer nächtlich einsam wacht,
Kennt — noch etwas weiter. (Br. 191.)

Es war ein Ereignis für Keller, als ihm ein charaktervoller Dichter entgegentrat, der trotz seiner romantischen Phantasiekraft sich der jungdeutschen Bewegung angeschlossen hatte. Dieser Mann war Ferdinand Freiligrath und Keller begrüßte ihn bei seinem Eintritt in die Schweiz im Frühling 1845 mit einem jubelnden Gedichte von sehr kennzeichnendem Ausdruck:

Sobald ein Dichterkind mit holdem Siege
Die Augen aufschlägt hier im Erdentale,
Stehn schon zwei Genien an seiner Wiege.

Hell von Kristall hält dieser eine Schale,
Voll, bis zum Rand, von feuergoldnem Wein,
Belebt, durchwebt vom reinsten Sonnenstrahle;

Des andern Schal' ist dunkler Edelstein,
Rubin, und faßt des Mohnes dunkeln Saft,
Durchwoben von des Mondes Zitterschein.

In beiden Schalen ruht die Lebenskraft,
So ihm die treuen Genien restlos schenken,
Die ihn durchwallt und seine Lieder schafft;

Aus beiden Schalen strömt sein Sein und Denken
Sein Blüh'n und Sehnen, fließen Tag und Nacht,
Ein sonnig Schaun, ein träumerisch Versenken.

In seine Seele, wie sie träumt und wacht.
Und Preis dem Dichter, wenn die Lebensbecher
Ihm reich erfunkeln und in gleicher Pracht.

Doch Halbpoet nur ist der trunkne Zecher,
Der aus dem einen überwiegend trinkt;
Sein Herz wird krank, sein Lied allmählich schwächer!

O, wenn die Nacht mit ihren Sternen winkt,
Dann leer' die dunkle Schale bis zum Grunde,
Daß der uralte Zauber in dich sinkt!

Doch naht mit heil'gem Wehn die Morgenstunde,
Laß dem Kristall den klaren Quell entquellen,
Dann führ', wie sie, der Wahrheit Gold im Munde!

Tu auf dein Aug' des Lichtes goldnen Wellen!
Laß liegen, die im tödlichen Rausch versunken,
Die ewig auch den Tag zur Nacht gesellen!

So hast auch du die Zauberflut getrunken
O Freiligrath! Daß Berg und Tal erklungen
Und sich die Elfen fröhlich zugewunken.“ (Br. 422.)

Wir besitzen von Keller kein zweites Gedicht, das so wie dieses einen so tiefen Einblick in die Doppelseele seiner Jugendpoesie gewährte[4]). Vielleicht mehr aber als Freiligrath ist Uhland ein Geistesverwandter Kellers; die ersten Gedichtsammlungen des Schweizers hat er auch anerkennend beurteilt. Und auch der junge Keller hat Wohlgefallen an Uhlands Dichtungen. Noch 1848 tritt er mit einer Lanze gegen Börne für die träumerischdüstre Poesie des schwäbischen Dichters ein, die im innersten Wesen des Volkes begründet liege, er verteidigt dabei insbesondere auch die Abhängigkeit Uhlands von der Romantik. Uhland, glaubt er behaupten zu können, habe an den Lehensherrlichkeiten und romantischen Königsgeschichten mehr als Künstler, denn als Bürger seine Freude und nun, einen allgemeineren Gesichtspunkt wählend, fragt er: „Welcher Mensch, der kein schlechter ist, möchte aus seinem Leben ein Stück Vergangenheit so ganz und gar vertilgen, daß ihm keine Spur davon im Gedächtnis bliebe? Im Gegenteil, aus jeder Periode wird man das Charakteristische aufzubewahren suchen in seinem Gedenkbuche. Im Mittelalter aber ragten nur Könige, Ritter, Minnesänger, weiße Pferde, blonde Prinzessinnen, Burgen, Harfen und Becher hervor, und gerade weil diese sämtliche Herrlichkeit nun vergangen und verschwunden ist, liegt ein sehr angenehmer, lieblicher Schein auf ihr“[5]). Wie ganz anders klingt dagegen sein Urteil über die „preußische Dunkelheit und abscheuliche offizielle Romantik“. Auch schon in dem Gedicht an Freiligrath hatte er

„die preußische Romantik" verdammt, „die Mohn und Mohn und wieder Mohnsaft will", während nach seiner Überzeugung im echten Dichter das Berauschtsein durch nüchterne Klarheit im Gleichgewicht gehalten werden muß. In einer Besprechung von Ruges Schriften[6]) aus dem Jahre 1848 heißt es: „Wenn wir uns umsehen, wo wir heute stehen und zurückdenken, wie vor wenigen Jahren noch so nahe am Morgen jene greulichen Phantome der Nacht ihr Wesen treiben konnten, so befällt uns ein heftiger Unwille und fast eine Furcht, die unheimlichen Larven möchten unversehens wieder auftauchen." Er stimmt daher ein in Ruges blindwütige Verurteilung der romantischen Politik und Polemik; freilich spricht er ihm zugleich „allen Sinn für das wahrhaft Künstlerische und Produktive" ab, „das sie denn doch im reichen Maße besitzen, wenigstens die Besseren unter ihnen". Diese Überzeugung spricht auch noch aus einem Heidelberger Dokument, überschrieben: „Die Romantik und die Gegenwart" (B. 1, 455), im übrigen aber gehört dieses einer späteren Geistesstufe an.

Keller ehrt die Romantiker, nicht weil sie gerade Romantiker, sondern weil sie Poeten, wenn auch in seinem Sinne einseitige Poeten sind. Deshalb konnte er Privatliebhabereien wie das Schatzgraben und Geisterbannen der Clemens Brentano, Kerner und Genossen verspotten und zuletzt doch versöhnlich schließen

„Poeten sind's, so laßt sie ungeschlagen!
Denn solche, weißt du, haben immer recht". (9, 122.)

Wo aber Kerner über den Fortschritt der Zeit klagt, die mit Dampfwagen und Luftschiffen den Poeten mit seinen Träumen nicht mehr dulde, da hält ihm Keller

die zur Poesie verklärte arbeitvolle Gegenwart entgegen und ruft:

„Die Poesie ist angeboren,
Und sie erkennt kein Dort und Hier!
Ja, ging die Seele mir verloren,
Sie führ' zur Hölle selbst mit mir.“ (10, 128.)

Kerner sehnt sich in eine poesievollere Vergangenheit zurück, Keller aber, seiner poetischen Anschauungskraft auch in der Gegenwart gewiß, bekämpft leidenschaftlich alles, was nach Reaktion aussieht. Ein politischer Heißsporn und zugleich ein in sich gekehrter Träumer, so steht der junge Keller vor uns, ein Charakter, der sich den mangelnden, inneren Einklang erst noch erringen muß.

2. Kapitel.

Religiöse Stimmungen.

Keller hat seine religiöse Entwicklung von den ersten kindlichen Gottvorstellungen an bis zur Auflösung des Glaubens an einen Weltschöpfer in seinem „Grünen Heinrich“ geschildert, jedoch erschwert die wunderbare Mischung von naiver Unschuld und überlegener Weltweisheit das Unternehmen aus der Dichtung den Kern der Erlebnisse herauszuschälen, obwohl gerade „die eigentliche Kindheit, sogar das Anektodische darin, so gut wie wahr ist“.

In dem schon früher herangezogenen Jugendaufsatz „Eine Nacht auf Uto“ 1837, besitzen wir das erste bedeutende Zeugnis eines religiösergriffenen Geistes. Auf die Frage nach dem ewigen Schöpfer erscheint dem Jüngling ein Greis, der ihn tröstet: „Du wirst es sehen“. „Da ward das Felsenhaupt des Berges zu einem flammenden Altar, um den die ganze Menschheit von Anfang bis ans Ende auf den Knien lag. Auf dem Altare strahlte ein geheimnisvolles Licht von unbestimmter Gestalt und unbekanntem Namen... Zu diesem Lichte beteten alle Menschen, die da waren. Alle Nationen aller Zeitalter und aller Religionen verehrten dasselbe, nur unter verschiedenen

Namen“ (B. 1, 421). Aus diesem knappen Stimmungsbilde hebt sich ein Glaubensbekenntnis der Duldsamkeit heraus. „Menschenschlachtende Mexikaner, rohe Kannibalen und feueranbetende Perser“ stehen ihm auf derselben religiösen Stufe wie Juden, Christen, Mohammedaner, alle untereinander versöhnt durch das bloße Andachtsgefühl. Name, Vorstellung, Bild gelten also nichts, denn das Wesen der Religion ist Gefühl. Das wäre der Romantiker! Wenn er nur, folgerichtig weiterdenkend, wie Schleiermacher auch den Atheismus als vollgültige Religion anerkennte, da auch der Gottverneiner seine Abhängigkeit vom Weltall tief empfinden kann. Aber gerade den Atheismus, und den allein, verbannt der achtzehnjährige Keller vom Berg der Anbetung und schildert in jenem Aufsatze mit grotesken Strichen die verlorene Schar der Gottlosen: „Nur ein Häuflein armseliger Kreaturen kroch im kalten Schatten und warf höhnische verächtliche Blicke auf die gläubige Menge. Dies war die Rotte der kurzsichtigen Freigeister, der Gottesleugner . . . Diese Geschöpfe verlachten den vernünftigen Glauben, aber sie spotteten ihrer selbst; denn das Dasein eines Schöpfers zu leugnen, ist größerer Unsinn, als der finsterste Aberglaube; auch waren sie samt ihrer Philosophie zehnmal unglücklicher, als der einfältigste der Gläubigen.“ Wo kein Gott — da ist keine Religion. Gott leugnen, meint er also, könne man nicht ernstlich, sondern gleichsam nur aus Bosheit, mit der geheimen Überzeugung, daß Gott dennoch sei[7]). Dies alles zeigt uns, wie innig und unzertrennbar damals Kellers eigene religiöse Gefühle mit seinem Gottesglauben verbunden sind; zudem kann er, ganz in teleologischer Weltanschauung befangen, den Gang der Natur, oder wie er sagt,

2*

das „große Uhrwerk" nur in der Annahme eines ersten Anstoßes begreifen, der nötig war, das Ganze in Bewegung zu setzen (B. 1, 421). Gott ist ihm Schöpfer. In Gott findet seine Frage nach dem Grund der Zweckmäßigkeit der Welt und dem Grund des Daseins vor der Hand Erklärung und Beruhigung; den Glauben aber an eine immer neuwirkende Wundertätigkeit Gottes in der Natur wird der Achtzehnjährige kaum mehr besessen haben, vielmehr wird er wie Heinrich mit der erwachenden Vernunft das Wunderbare und Übernatürliche aus der phantastischen Kinderzeit beiseite gerückt oder vielmehr in den einen wunderbaren Anfang der Dinge, in Gott, zurückverlegt und zusammengefaßt haben, so daß auch sein Gott wie der des grünen Heinrich bis zum beginnenden Mannesalter wie ein „wahrer Diamantberg von einem Wunder" (A. 3, 196) trotz der fortschreitenden Aufklärung stehen geblieben ist. In seinem Roman hat der Dichter das Erwachen und Lebendigwerden des Gottesbegriffes in der Kindesseele mit so feiner Psychologie dargelegt, daß wohl die seltsamen Wandlungen, die Gott vom Turmhahn und Tiger bis zur edleren Menschengestalt durchläuft, der erlebten Wirklichkeit entsprechen. Als menschliches Wesen, mit welchem sich ein vernünftiges Wort sprechen läßt, spielt er in den kindlichen Gebeten Heinrichs zuerst als Wundertäter eine wichtige und zugleich unterhaltsame Rolle, doch allmählich erkämpft sich das Vorrecht ein nüchterner und hausbackener Vorsehungsglaube, dessen Keimzellen von der Mutter stammen und auch von dieser genährt werden. Gott wird zum bloßen „Ernährer und Aushelfer", der nur noch in der Not angerufen wird. Während in diesen Glauben an eine waltende Vorsehung die moralischen Überzeugungen

einschießen, scheint die kindliche Vorliebe für das Bunte, Lustige, Wundervolle sich unter dem Einflusse Jean Pauls zu vergeistigen und als ästhetisch gefärbter Pantheismus sich zum Schaffenstriebe zu gesellen; dem grünen Heinrich wenigstens geht nach der Lektüre Jean Pauls mit einem Male ein neuer Gott auf.

Auf Jean Paul darf man gewiß auch teilweise, obwohl es der Dichter selbst nicht tut, seine frühzeitige polemische Haltung gegenüber den Dogmen der Kirche zurückführen. Mit sechzehn Jahren war Keller konfirmiert worden, aber die Konfirmation bedeutet für ihn keinen Eintritt in die kirchliche Gemeinschaft, sondern eine völlige Lossagung. In den breitangelegten Kapiteln im „Grünen Heinrich" über die christlichen Grundlehren sucht ein reifer philosophisch geschulter Geist die innere Feindschaft gegen das Christentum psychologisch zu erklären. Mitverantwortlich wird zwar der geisttötende Katechismusbetrieb im Religionsunterricht gemacht, letzten Endes aber führt der Dichter sein „Antichristentum" auf seinen angeborenen Protestantismus zurück, dem alles Autoritäts- und Dogmenwesen von Natur aus widerlich ist, da dieses ein Glauben an bestimmte äußere Gestalten fordert, wo der Jüngling fühlt, „daß jener angeborene und berechtigte Gehalt viel zu zarter Natur ist, als daß er in eine Staatsreligion gespannt oder auch nur mit einem andern als des schlechtweg menschlichen oder göttlichen Namen bezeichnet werden könnte". (A. 2, 297.) Diese späteren Überlegungen und Schlüsse dürfen nicht ohne Abzug einem Sechzehnjährigen zugeschrieben werden, wie dies im „Grünen Heinrich" geschieht; im allgemeinen aber entsprechen sie doch den Gefühlen des Jünglings und seiner Auseinandersetzung mit dem Christentume[8]).

Mit seiner Abneigung gegen dasselbe stand ja Keller überdies nicht außer Raum und Zeit, denn der Radikalismus, der seit etwa 1830 in Zürich das gesamte öffentliche Leben beherrschte, bot mit seiner Lust am Reorganisieren und Reformieren auch den freiesten religiösen Bestrebungen einen fruchtbaren Boden. Wenn auch Keller durch seine Relegation von der unmittelbaren Quelle der Bildung abgeschnitten war, so erscholl doch der Streit um Kirche und Religion oft genug geräuschvoll bis auf die Gassen, und seinen gewaltsamen Abschluß fand der Kampf zwischen der orthodoxen und reformfreudigen Theologie in der Öffentlichkeit, so daß ihn Keller als Zwanzigjähriger im vollen Bewußtsein seiner Bedeutung miterlebte. Es handelte sich um die Berufung David Friedrich Straußens auf den theologischen Lehrstuhl der Universität, bereits seit 1832 von der radikaldemokratischen Regierung betrieben. Im Laufe der Jahre wird Keller oft Gelegenheit gefunden haben, sich über Strauß und die Ergebnisse seiner kühnen Bibelkritik zu unterrichten, sei dies an der Hand der Streit- und Flugschriften, die in jener Zeit hin- und hergeworfen wurden, oder durch „Das Leben Jesu", das umstrittene Werk selbst. Wohl möglich, daß er in jenen Jahren sogar schon im Banne der Straußeschen Bibelkritik steht, wie sein poetisches Abbild, der sechzehnjährige Heinrich, wenn dieser trotz seiner Liebe zu Christus diesen in seiner göttlichen Vollendung nur für eine sagenhafte Gestalt hält. Nicht anders beurteilt Heinrich die Bibel überhaupt; diese ist ihm lediglich ein Buch der Sage, voll heiliger Träume und wunderbarster Ausgeburten menschlicher Phantasie, die insgesamt für die Gegenwart nur noch poetischen Wert besitzen. (1, 336.) Im Jahre 1839, als Straußens Berufung von neuem

eine brennende Frage wurde, da ist ohne Zweifel Kellers Blick auf den Mann gelenkt worden, der die kirchlichen Verhältnisse in Zürich neugestalten sollte. Als Radikaler trug Keller ohnehin den Übernamen eines „Struß“, aber auch seiner freisinnigen religiösen Gesinnung nach konnte er sich mit gutem Gewissen in die Gefolgschaft des radikalen Theologen stellen. Diese Anhängerschaft hat er in der Tat bekundet, als ein paar Tausend Bauern zum Schutz der durch Strauß gefährdeten Religion nach Zürich rückten. Bächtold erzählt, wie Keller von Glattfelden unter dem Sturmgeläute der Glocken nach der Hauptstadt eilte, um den Putsch niederschlagen zu helfen. Aber schon hatte das Glaubenskomitee gesiegt und die radikale Regierung mußte zum Ingrimme Kellers einem aristokratischen Regimente Platz machen[9]. Fünfzehn Jahre später urteilt Keller über diesen Aufruhr folgendermaßen: „Der Zürichputsch war eine religiöse Bewegung gewesen, da der müßige Fortschritt, eingedenk des Sprichwortes, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist, etwas an der R e l i g i o n machen wollte, wie die Bauern sich ausdrückten, und zwar auf dogmatischem Wege. Die Kirche läßt sich aber von unkirchlichen Leuten nicht schulmeistern und umgestalten, sondern nur ignorieren oder abschaffen, wenn die Mehrheit dafür ist.“ (A. 4, 457.)

Die zweieinhalb Malerjahre in München brachten kaum irgendwelche Schwankungen oder Änderungen in den religiösen Anschauungen Kellers mit sich; auch die bittre Not vermochte nicht sein altes Gottvertrauen zu erschüttern; man denke nur an das buchstäblich erlebte Flötenwunder im „Grünen Heinrich“. Als die Mutter sich um sein Wohlergehen sorgt und seinen Glauben ängstigt, beruhigt er sie: „Glaube nur, daß ich auch täg-

lich an Gott denke und auf ihn vertraue, wenn ich schon nicht alle Sonntage in die Kirche marschiere, um dort zu schlafen!" (B. 1, 170.) Besucht er aber einen Gottesdienst, so ist es nicht der reformierte. „Ich gehe öfter in die Kirche, aber nicht in unsere, sondern in katholische, griechische und in die Judensynagoge, wo ich, während sie ihre Künste treiben, auf meine Art andächtig bin. Ich habe immerwährend das Bedürfnis, mit Gott in vertrauensvoller Verbindung zu bleiben; aber dessen ungeachtet ist es mir unmöglich, die nüchternen und kalten Predigten unserer reformierten Pfaffen zu hören und ihre alten tausendmal aufgewärmten Gemeinsprüche, die doch so selten in unsere gegenwärtige Lage passen, zu wiederkäuen." (B. 1, 164.) Auch in der Fremde verfolgt Keller mit lebhafter Teilnahme die weitere Entwicklung der heimatlichen Politik. Die Person Strauß hatte man von Zürich fernhalten können, nicht aber seinen Geist, denn, nachdem die Radikalen einmal wieder Fuß gefaßt hatten, verfolgten sie trotz der Aristokratie die religiöse Reform nun um so rücksichtsloser. Keller, selbst ein Radikaler, schreibt über diese Vorgänge von München aus in das Wochenblatt der Schweizergesellschaft: „Unsere Radikalen sind oft so schroff, so verblendet, so intolerant, als nur ein eingefleischter Aristokrat es sein kann. Die Freiheitsliebe ist nicht gar selten in eine gedankenlose Schreierei ausgeartet; die religiöse Gedankenfreiheit zum kalten Hohne und Wegleugnen jedes religiösen Prinzipes und zum frechen Spotte alles Heiligen geworden." (B. 1, 429.)

Trotzdem schließt er sich natürlich nach seiner Rückkehr in die Heimat den Liberalen an, die jetzt schon wieder die entschiedene Majorität errungen hatten und stürzt sich

mit ganzer Jugendleidenschaft in die konfessionellpolitischen Kämpfe der kommenden Jahre. Als Freischärler beteiligt er sich an zwei verunglückten Putschen gegen ultramontane Regierungen und auch als Dichter stellt er sich in den Dienst der protestantisch-liberalen Partei. Nie hat er, der „radikale Christ“, derbere Zorn- und Schmähgedichte geschaffen als im Haß gegen die Jesuiten, gegen die Konservativen, die sich von der „Spinne von Rom“ umgarnen ließen[10]).

Erst in den Dokumenten aus diesen ersten Dichterjahren können wir uns von dem Widerwillen Kellers gegen das spezifisch Christliche überzeugen, denn die Gedankengänge, die im „Grünen Heinrich“ (siehe die Kapitel „Die Glaubensmühen“ und „Das Konfirmationsfest“) schon an der Schwelle des Jünglingsalters auftreten, werden jetzt erst festgehalten. So trägt Keller 1843 in sein Tagebuch ein: „Ich habe das ‚Pfingstgedicht‘ noch verlängert. Das Herz klopfte mir hörbar während dem Schreiben; es wurde mir eng und schwer. Es wurde mir klar, was es heißt, gegen einen zweitausendjährigen positiven Glauben zu kämpfen. Ich bedachte, was am Ende der Mensch mit allem seinem Wissen sei, und daß die größte tiefste Philosophie zuletzt Irrtum und konsequente Blindheit sein könne, wie der Aberglauben eigentlich nur eine Konsequenz des positiven Christenglaubens ist. Daher ist es eigentlich Unsinn, wenn gute Christen gegen Gespenster und Hexenglauben eifern .... Ich werde indessen die christlichen Dogmen, so wenig als diejenigen irgendeiner anderen Religion, verspotten; aber die Schurken, welche dieselbe mißbrauchen, und die Fanatiker oder Schwärmer, welche vermittelst derselben Andersdenkende verfolgen und verdächtigen, werde ich

mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln angreifen." (B. 1, 217.) Zu derselben Zeit schreibt er in wehmütig schmerzlicher Stimmung nieder: „O klinge nur, du alte Orgel, an welcher auch ich einst gesungen habe! Ich glaube, es waren die Kirchenlieder, die ich damals mit der größten Andacht sang. Und jetzt? O Kinderzeit! O Zukunft!" (B. 1, 213.) Und ein ähnlicher, aber mehr männlich gehaltener Ton wird zwei Jahre später nochmals angeschlagen:

„Der Rundgesang der Glocken ist verklungen,
Hinzitternd tief ins reine Ätherblau
Hat sich der letzte Ton hinaufgeschwungen.
. . . . .
Das Christentum ist aus der Welt gefloh'n
In alten Schutt und wimmert dort im Staube;
Ich bin allein und höre nichts davon.

Ich bin im Freien. Süßer Sonntagsglaube!
Was mag denn wohl dein zart Geheimnis sein,
Das mich umrauscht wie eine Blütenlaube?"
(B. 1, 443.)

Als der kirchenfeindliche „Philosoph" Heinrich auffordert, nun, nachdem sie beide das Christentum verworfen hatten, auch den lieben Gott und die Unsterblichkeit aufzugeben, da lacht dieser, ohne die Sache ernstlich zu untersuchen, da er von jeher fest glaubte, Gott sei „ureigen in der Menschenbrust begründet und angeboren, weil unvorbereitet und ungezwungen ein inniges und tiefes Gefühl der Gottheit ihn erfüllte, sobald er nur einen Blick an den Sternenhimmel warf oder Bedürfnis und Verwirrung ihn drängten". (A. 3, 197.)

Auch der junge Gottfried Keller nimmt zweifelsohne das bloße gottahnende Gefühl für einen unanfechtbaren Beweis für das Dasein und Wirken der Gottheit. Das religiöse Fühlen wird ihm, wie jedem Romantiker, zu einer nicht wegzuleugnenden Tatsache. Dogmen und Autoritäten fallen, das überlieferte Christentum büßt an Schönheit und Größe ein, der Glaube an Gott bleibt unerschüttert. Nur legt dieser Gott im Laufe der Zeit sein farbigsinnliches Gewand ab, und sein menschliches Antlitz verhüllt sich, wiewohl der Dichter ihn gelegentlich noch als Person, z. B. als „Herrn der Völker" und „König" anruft. Aber da spricht der Dichter mehr als der Mensch. Gott ist Geist, und was der grüne Heinrich schon mit sechzehn Jahren ausspricht, das fühlt der fünfundzwanzigjährige Keller: „Der Geist könne wohl durch einen Menschen leidlich schön geäußert, niemals aber erfunden werden, da er von jeher und unendlich sei; daher die Bezeichnung der Wahrheit mit einem Menschennamen einem Raub am unendlichen Gemeingut gleichkomme, aus welchem der fortgesetzte Raub des Autoritätswesens aller Art entspringe." (1, 347.) Dem läßt sich ein Tagebuchblatt aus dem Jahre 1843 an die Seite legen: „Ich werde ein positives religiöses, aber für den Menschen unerklärliches Element festhalten; aber ich werde, wenn ich zu einer Stimme komme, mit aller Macht dagegen streiten, daß die Gottheit von Menschen mißbraucht und ausgelegt werde. Jeder Mensch soll sich seine religiösen Bedürfnisse selbst ordnen und befriedigen, und dazu sollen Aufklärung und Bildung verhelfen." (B. 1, 217.) Und schon früher bedeutet er in derberer Tonart, daß es nicht der Pfaffen bedürfe; jeder Mensch, jede wärmere Seele könne sich selbst erheben und den Weg zu

ihrem Schöpfer suchen, ja gerade diese freie, dogmenfeindliche Religion sei die festeste und reinste (B. 1, 208).

Poetische Gestaltung haben diese Gedanken in dem von Bächtold abgedruckten Gedicht: „Gott“ erhalten (B. 1, 433):

Gott ist ein großes stilles Haus,
Das offen steht zu jeder Stunde;
Kein Ton geht weder ein noch aus
Und dunkel scheint's in seinem Grunde.
Und willst du einen Namen rufen
In seine unermess'nen Hallen,
Dann wanken unter dir die Stufen,
Und seine Tore niederfallen!

Und wer hineingeht, sieht das Licht,
Er sieht die Wahrheit und das Leben;
Doch wer hinausgeht, sagt es nicht
Dem Wandrer, der ihn frägt, daneben.
Hinein muß selbst ein jeder dringen,
Und jeder wird es anders sehen
Und, in der Seele engsten Schlingen
Verwahrend es, von dannen gehen.

Einen originellen, wenn auch nicht bedeutenden Niederschlag hat dieses Bekenntnis außerdem auch in der „Feldbeichte“ gefunden (9, 64). In diesem Zusammenhange muß der Name Schleiermachers unbedingt noch einmal fallen. Ist er es ja, der das religiöse Erlebnis wieder zur Wurzel der Religion gemacht und dem Menschen das Priesteramt über die eigene Seele wieder in die Hände gelegt hat. Mit der pantheistischen Gottauffassung, wie sie sich klar in den angeführten Strophen

ausspricht, gehört Keller so wie so in seine Nähe. Und wie ferner Schleiermacher, und mit ihm alle Romantiker, in Gott nur ein unvollkommenes Abbild des Ewigen und namenlosen Unendlichen erkennen, so glaubt auch Keller, daß hinter allen Menschennamen immer noch der „wahre Gott" verborgen bleibt (Br. 315). Ernst und feierlich treten diese Gedanken aus den Gedichten „Stille der Nacht" und „Unter Sternen" (9, 17, 20) heraus, auch das pantheistische Grundgefühl vom Zusammenhang des einzelnen mit dem Weltall gibt sich hier kund; stärker noch an anderen Stellen:

Denn die Ewigkeit ist nur
Hin und her ein tönendes Weben,
Vorwärts, rückwärts wird die Spur
Deiner Schritte klingend erbeben,

Deiner Schritte durch das All
Bis, wie eine singende Schlange,
Einst dein Leben den vollen Schall
Findet im Zusammenhange. (Br. 322.)

Heranzuziehen wäre hier auch das Gedicht „Bei einer Kindesleiche":

Zu der du wiederkehrst, grüß mir die Quelle,
Des Lebens Born, doch besser, grüß das Meer,
Das Eine Meer des Lebens, dessen Welle
Hoch flutet um die dunkle Klippe her,
Darauf er sitzt, der traurige Geselle,
Der Tod, verlassen, einsam, tränenschwer,
Wenn ihm die frohen Seelen, kaum gefangen,
Mit lautem Jubel wieder auf die See gegangen.
(Br. 324.)

Beide Gedichte stammen aus dem Jahre 1845, die Keime zu diesem Pantheismus mögen aber in einer früheren Schicht liegen, denn an eine Fortdauer des Menschen als P e r s o n hat der junge Keller, nachdem ihn einmal religiöse Dinge ernster bewegten, kaum je geglaubt, obwohl er, dies sei schon hier gesagt, den Unsterblichkeitsglauben noch 1848 mit Leidenschaft verteidigt. Bei dem Mangel an Aufzeichnungen, in denen das Unsterblichkeitsproblem angegriffen ist, läßt sich aber die Frage nicht beantworten, ob wir es mit einer allmählichen Entwicklung oder plötzlichen Wendung zum Pantheismus zu tun haben.

So hält Keller bei aller Geistesfreiheit an den Ideen Gott und Unsterblichkeit fest. Die praktische Folge, die für den Gottesfürchtigen daraus hervorgeht, die Unterwerfung unter den Willen der Gottheit, zieht Keller dagegen nicht, von Jugend auf volle Unabhängigkeit seines Denkens und Handelns gewohnt. Mit bestem Gewissen sucht er sich die Freiheit zu wahren, indem er sie mit dem Willen Gottes identifiziert. So schon der Achtzehnjährige in einem Briefe: „Der Mensch, der der Natur und sich selbst angehört, bewahre in seiner Brust ein göttliches Gefühl von natürlichem Rechte und auf der hellen hohen Stirn throne das hehre Bewußtsein der Freiheit! ..... Ich meine nicht die Freiheit des Pöbels, noch die politische, sondern jene Freiheit, die Gott selbst eigen ist und die den, der sie erkennt, keine schlechte Tat begehen läßt; aber die Erkenntnis dieser Freiheit wird nur erworben durch ein reines denkendes Herz, das seine Bestimmung aufsucht in der Welten harmonischer Wechselbewegung.“ (B. 1, 65.) Mit aller Einsicht des Mannes charakterisiert später der Dichter dieses sein früheres

Bestreben, neben der Notwendigkeit im Wirken der Gottheit auch die sittliche Freiheit des Menschen zu wahren, in einem Gespräch Heinrichs mit dem weisen Schulmeister. Der Jüngling meint nämlich, Gottes Majestät halte in vollkommener Freiheit das Gesetz heilig, das er gegeben und diese Freiheit sei auch unsere Freiheit und unsere die seinige . . . . . Die moralische Wichtigkeit dieses Unabhängigkeitssinnes scheint ihm sehr groß und größer zu sein, als wir es uns vielleicht denken könnten (1, 347).

So bemerken wir einerseits an dem jungen Gottfried Keller eine Gefühlsidealistik so ausgeprägt subjektiver Natur, daß seine Frömmigkeit ganz und gar romantisch anmutet, andrerseits mag aber das radikal-aufklärerische Element auch Anschluß an den Deismus des 18. Jahrhunderts gefunden haben, deren Ideale: Gott, Unsterblichkeit und Freiheit er festhält und feiert.

3. Kapitel.

Der „Philosophenkrieg“.

Den mächtigen kulturellen Aufschwung, den die Schweiz in derselben Zeit nahm, als auf Deutschland der schwere Druck der Reaktion lastete, verdankt sie zum Teil der Mitarbeit deutscher Männer, die sich vor Verfolgungen hierher in die freie Schweiz gerettet hatten oder, verzweifelt über die elenden Zustände daheim, freiwillig in die Fremde gegangen waren. In der Schweiz hatte der alte Burschenschafter und „Demagog“ August Follen eine Heimat gefunden; hierher hatte sich Wilhelm Schulz mit seiner Frau, „seiner kühnen Befreierin“, geflüchtet.

In beiden Männern hatte die kleine Kolonie bei dauerndem Zuzug und Abgang einen festen Bestand gefunden. Beide gewann sich Keller später zu guten Freunden und Förderern seiner ersten Gedichte. Damit öffnete sich ihm der Kreis der Deutsch-Schweizer und hier im Verkehr mit erprobten Politikern und erfahrenen Gelehrten trat der junge Draufgänger den Kämpfen, die in Deutschland zwischen Regierung und Volk, Rückschritt und Fortschritt, zwischen Theologie und

Philosophie ausgefochten wurden, näher, trat schließlich selbst auf den Kampfplatz, waren doch mit den Personen auch die umstrittenen Ideen herübergekommen und der Reiz einer Auseinandersetzung mit denselben für Keller groß genug. In zwei anschwellende Strömungen wurde Mitte der vierziger Jahre die deutsche Kolonie getrieben. In den Kommunismus und in den Humanismus. Mit seinen Freunden wurde auch Keller gezwungen, entweder mit oder gegen den Strom zu schwimmen.

Im Frühling 1843 hatte sich in Zürich der Schneidergeselle Weitling niedergelassen, der bekannte Begründer des deutschen Kommunismus. Sein Buch „Garantien der Harmonie und Freiheit" war ihm vorausgegangen und hatte schon den Boden für seine Ideen gelockert, die er nun nach seiner Rückkehr aus Paris mit der Kraft redlicher Überzeugung ausstreute. Als geschickter und tatkräftiger Agitator gewann er täglich neue Anhänger und Mitglieder für den von ihm gestifteten Kommunistenbund, so daß die Regierung, in der Befürchtung, der Kommunismus könne sich zu einer unheilvollen Macht auswachsen, Weitling am 8. Juni in Haft nehmen ließ. In Kellers Tagebuch findet sich unter dem 10. Juli 1843 eine darauf bezügliche Notiz: „Verdrießliche hoffnungsarme Stimmung. Dazu kommt noch das geheime, Unheil drohende Gären und Motten des Kommunismus und die kecken öffentlichen Äußerungen desselben. Das Nachdenken über diese wichtig werdende Zeitfrage macht mich konfus. Soviel scheint mir gewiß, daß mehr Elend als je auf Erden ist, daß der Kommunismus viele Anhänger gewinnt und schon hat, und daß es nur einer Hungersnot bedürfte, um demselben mit aller Macht auf die Beine zu helfen. Ein Prediger desselben,

der Schneidergeselle Weitling, welcher ein Buch ‚Garantien der Harmonie und Freiheit‘ mit Geist und Feuer darüber geschrieben hat, ist hier verhaftet worden.“ (B. 1, 198.) Was Keller an Weitlings Lehre schlecht behagte, war, wie aus den weiteren Ausführungen an derselben Stelle hervorgeht, weniger die Gefahr der Revolution, die tatsächlich in ihr steckte, vielleicht auch nicht so sehr die Unmöglichkeit der Durchführung, von der er ebenfalls spricht, sondern vielmehr die Genußsucht und der gierige Neid, Triebkräfte, die im Kommunismus notwendigerweise die mächtigsten sind. „Sie wollen auch einmal an die Reihe. O ihr Toren!“ Völlig klar über die innere Berechtigung der Bewegung war sich Keller nicht; den in ihr liegenden Hauptgedanken von der idealen Gleichheit aller Menschen erkennt er mit Wärme an: „Wenn ihr ganz gleichmäßige Erziehung vom Staate aus, Sorge für allgemeinen Verdienst vom Staate aus, allgemeine Versorgung der Verdienstunfähigen und Hilflosen vom Staate aus verlangt: dann bin ich mit Leib und Seel’ bei euch!“ (B. 1, 199.) Das klingt schon ziemlich kommunistisch. Auch Follen, der väterliche Freund Kellers, scheint mit Freisinn und Freundlichkeit die neue Bewegung aufgenommen zu haben [11]). Dieses Verhalten zog ihm noch 1843 eine Anklage zu wegen Teilnahme an „kommunistischen Umtrieben“; er wurde aber freigesprochen. Selbst Freiligrath, seit dem März 1845 in Zürich und seitdem der treue Gefährte Kellers, verhält sich nicht ablehnend, er ist zwar kein Kommunist, „wenigstens nicht von der enragierten Sorte“, aber trotzdem prophezeit er der „neuen Lehre“ eine Zukunft. Diese liegt seiner Meinung nach aber in einer anderen Richtung, als die Kommunisten träu-

men. Darin berührt sich Freiligrath mit Ludwig Feuerbach, der aus der Ferne Weitling freudig seine Stimme gibt. Ihn „frappiert der Ernst, die Haltung, der Bildungstrieb dieses Handwerksburschen“; er sieht darin eine Kraft, die sich emporringen wird „im Sinne der Menschheit, nicht der Individuen .... Dies wird das Resultat des Kommunismus sein, nicht das von ihm beabsichtigte. Neue Geschlechter, neue Geister werden entstehen, und sie werden entstehen wie einst aus den rohen Germanenstämmen, aus der unkultivierten, aber bildungsdurstigen Menschenmasse“ (Bol. 2, 138).

Mit dieser Zustimmung stellt sich Feuerbach in einen bemerkenswerten Gegensatz zu seinen Anhängern in der Schweiz, vornehmlich zu Arnold Ruge und Karl Heinzen. Diese wollen in der Förderung der Gattung, die gerade Feuerbach im Auge hat, eine Herabsetzung des Einzelmenschen zum Mittel erkennen, insbesondere für Ruge ist nicht das Gemeinwesen, nicht der Staat, sondern das Individuum das wahre menschliche Wesen. Ein einziger Feuerbachapostel, ein Literat Namens W. Marr, erwärmt sich für Weitling, doch rückt er etwas ab, als er die Erfahrung macht, daß er unter den kommunistischen Arbeitern wenig Anklang für seine atheistischen Predigten findet, schließlich wirbt er in offener Feindschaft gegen den Kommunistenbund Anhänger für seine „jungdeutschen“, das will heißen radikal-atheistischen Ideen. In diesem Streite zwischen Atheisten und Kommunisten sieht Keller von beiden Seiten Unheil drohen. Das beweist ein kurzes, aber aufschlußreiches Urteil aus dem Jahre 1847. „Die Tölpel des Atheismus und Kommunismus arbeiteten wieder den Aristokraten, den Jesuitenfreunden und den Pietisten in die Hand[12].“

3*

Als Politiker ist eben Keller weitaus unduldsamer als in seinen religiösen Überzeugungen. Von dem religiösen Radikalismus eines Ludwig Feuerbach, wie er in der Schweiz seit 1845 unter verschiedenen Jüngern am tatkräftigsten von Arnold Ruge vertreten wurde, fühlt er sich abgestoßen. „Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gärt in mir wie in einem Vulkane. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme;" schreibt er im August 1843 ins Tagebuch, „aber die Vergangenheit reißt sich nur blutend von mir los. Ich habe in den letzten Tagen Schriften der deutschen politisch-philosophischen Propaganda gelesen, viele Überzeugung daraus geschöpft, aber ich kann mich mit dem zersetzenden höhnischen Wesen derselben noch nicht aussöhnen, denn ich will eine so zarte, schöne Sache, wie das Christentum ist, auch mit Liebe behandelt wissen, und wenn es zehnmal auch ein Irrtum wäre; nicht der Pfaffen und Vorrechtler, sondern des armen Volkes wegen, dessen fast einziger Reichtum, wenn auch durch die heillosen Volksblutigel freilich mehr zu seinem Schaden, das Christentum bis dato noch ist. Indessen werde ich mich aller etwaigen Differenzen ungeachtet dennoch an die Propaganda anschließen; denn lieber will ich keinen Glauben herrschend wissen, als den schwarzen, keuchenden ertötenden Glaubenszwang. Im ersteren Falle kann am Ende jeder Mensch, jede wärmere Seele sich aus sich selbst erheben und den Weg zu ihrem Schöpfer suchen, was mir die festeste und reinste Religion zu sein scheint." (B. 1, 207.) Indem sich Keller der philosophischen Propaganda anschließt, unternimmt er einen Schritt, den er wohl als Freiheitsmann, aber nicht als

Dichter ohne Zaudern zu tun vermag und die schon betrachtete Spaltung in ihm wird dabei wiederum aufgedeckt. „Der Philosoph mag seine Wissenschaft zum Gotte machen, der Dichter aber muß ein positives Element, eine Religion haben. Gerade aber, weil er Dichter ist, so sollen seine religiösen Bedürfnisse frei von aller Form und allem Zwang sein, und er muß für diese Freiheit kämpfen.“ (B. 1, 210.)

„Solange noch ein Dichter lebt,
Lebt auch der alte Gott.“

So schließt ein Gedicht (10, 39), in dem der Dichter die Denker herausfordert:

„Wohlan, ihr neunmal Weisen!
Ich ford're euch heraus!
Baut ihr von Stein und Eisen
Ein sturmgesichert Haus:
Bau ich aus Blütendüften
Und Mondschein mir ein Schloß,
Drin biete ich euch allen Trutz
Und eurem Schülertroß!“

Das Lied stammt aus dem März 1844; ein halbes Jahr später bietet Keller in einem anschließenden Gedicht den Philosophen die Hand zu gemeinsamer Segensarbeit (10, 41): Ihr, ruft er diesen zu, mögt Heiden- und Christentum von allen Götzen säubern und, was falsch und schwach ist, zertrümmern, wir Dichter werden einen neuen Himmel bauen, darin „der alte Gott der Liebe“ wohnt.

„Voran, voran, ihr Bittern
In fegenden Gewittern,
Wir ziehen heilend, segnend nach
Mit hellgestimmten Zithern!“

Der hiermit proklamierte ideale Dichter-Denkerbund erlitt in Wirklichkeit sehr bald einen empfindlichen Riß durch eigenartige Zerwürfnisse, zu denen es Ende des Jahres 1845 innerhalb der deutschen Kolonie kam und in die auch Keller gezogen wurde.

Im Frühjahr 1845 hatten sich in Zürich zugleich mit Freiligrath Karl Grün, der spätere Feuerbachbiograph, Arnold Ruge und Karl Heinzen niedergelassen. Das hier veröffentlichte Buch Ruges „Zwei Jahre in Paris“ wirkte auf das Gemüt des alten Romantikers Follen wie eine Brandfackel; er ließ seiner Entrüstung über das leichtfertig spöttische Abtun Gottes und der Unsterblichkeit freien Lauf. Nicht minder erregte Heinzen seine „tiefe Indignation“, der, als Philosoph übrigens von Ruge ganz und gar abhängig, im Begriff war, „Briefe über den Atheismus“ zu veröffentlichen. Noch im alten Jahre trat Follen auf den literarischen Kampfplatz und zwar mit sechs Sonetten unter dem Titel „An die gottlosen Nichts-Wüteriche“. Follen war von ehrlichem Zorne über eine verwerfliche Sache geleitet, aber der Ton, den er anschlug, war grob und unedel. Die Nichts-Wüteriche antworteten mit Epigrammen und Sonetten, einer nicht minder kernigen „Neujahrsgabe“, die sie einen „Lorbeerkranz für den Verschollenen“ nannten. Follen rächte sich durch eine vermehrte Auflage seines „Fliegenden Blattes“, worin er in der alten Weise die einmal angesagte Fehde gegen die „neue Freiheit“ fortführte, wie

sie von den „Nihilisten“ oder, wie er sie noch treffender nennt, den „Icheln“ gepredigt wurde. Einige Sonette richten sich auch gegen Hegel, Feuerbach, Strauß und Bruno Bauer, indem er dem zersetzenden Geist derselben das naive religiöse Gemüt entgegenstellt, das von den Ergebnissen der Religionskritik unberührt bleibt. Im übrigen verwechselt er aber den Atheismus mit einem Materialismus ganz gemeiner Art. Die Gottlosen betitelt er z. B. Fresser, die vom vielen Fressen mager würden; ohne den Glauben an die Unsterblichkeit, behauptet er, würde man „flott leben“ und mit seinen Kindern die Schweine mästen. An Spott über diese übertriebenen Unterstellungen haben es Ruge und Heinzen nicht fehlen lassen und Follen und seine Partei nicht an bissigen Antworten, so daß der Streit schließlich in persönliches Gezänk ausartete, das in Züricher Zeitungen sich hin- und herzog. Freiligrath, sowohl Ruges Freund, wie der von Schulz und Keller, hielt sich abseits, trat jedoch, trotz seines Glaubens an „ein in Gott ruhendes, gottdurchhauchtes All“ immer mehr zu Ruge hinüber, da er in Follen den Anstifter eines törichten Streites sah, der eine freiheitliche Partei in sich und durch sich selbst zu vernichten drohte. „Kuriose Kerle, diese Deutschen! Sich über den lieben Gott zu zanken, solange es noch Könige zu entthronen gibt.“ Dies ist sein Urteil gleich beim Beginn der Fehde, die er mit Recht als Blamage der Deutschen vor den Schweizern empfand.

Keller ergriff nicht sofort Partei, wenigstens nicht öffentlich. „Wenn Follen es dahin bringt,“ berichtet Ruge im Januar 1846 an Prutz, „daß ihm einer eine populäre Philippika gegen die Philosophie und gegen mich speziell fabrizierte (er sucht den Gottfried Keller, einen guten,

unbefangenen Kerl dazu zu bringen, wahrscheinlich ohne Erfolg), so wäre ich die längste Zeit hier Abt gewesen." Seiner ganzen religiösen Überzeugung nach mußte Keller zu Follen halten. In zwei Gedichten, an die „Zweifellosen" gerichtet, setzt er sich, jedoch höchstwahrscheinlich noch ehe der Ichelkampf entbrannt war, mit dem Atheismus auseinander.

„Es ist nicht Selbstsucht und nicht Eitelkeit,
Was sehnend mir das Herz grabüber trägt.
Ich glaub', was mir die schöne Brücke schlägt,
Ist wohl der Stolz, der mich vom Staub befreit.

Sie ist so eng, die grüne Erdenzeit,
Unendlich aber, was den Geist bewegt,
s'Muß wenig sein, was ihr im Busen hegt,
Da ihr so satt hier, so vergnüglich seid." (Br. 247.)

Es muß also wieder einmal der alte teleologische Unsterblichkeitsbeweis herhalten, um Kellers Unsterblichkeitssehnsucht vom Verdachte seelischer Selbstliebe zu reinigen. Die schwerste Anklage, welche die „Nichts-Wüteriche" getroffen hatte, war — das verrät schon der andere Spottname „Ichel" — die der gemeinen Selbstsucht, aber diese pochten auf ihren Glauben an die Unsterblichkeit der Gattung und kehrten den Spieß gegen die „Gotteswüteriche". Keller fühlte sich also mit angegriffen. Das zweite Gedicht „An die Zweifellosen" trägt diese Überschrift mit mehr Berechtigung.

„Bei euch ist nichts als lärmendes Geschiebe,
In wildem Tummel trollt ihr euch herbei
Und meßt das Erdreich ohne heilge Scheu,
Als ob zu hoffen kein Kolumb mehr bliebe.

Euch ist der eigne Leichnam noch nicht klar,
Ihr kennet kaum den Wurm zu euren Füßen,
Die Blume nicht, die sproßt aus eurem Grab."

(Br. 246.)

Einen ähnlichen Vorwurf Kellers gegen die Gottlosen kennen wir schon aus dem Jahre 1837: „Sie glaubten die Geheimnisse der Natur ergründet zu haben und schrieben den Gang des Weltenlaufs, des Lebens allein den verschiedenen Kräften zu, die in derselben wirken. Die Toren!" (B. 1, 421.) Kraftvoller als damals faßt der Dichter diesen Gedanken jetzt in seinem Sonett, zumal in der Schlußzeile, zusammen: „Der Zweifel fehlt — und das bricht euch den Stab."

Das Eingreifen Kellers in das Gefecht mit den Icheln kritisiert Heinzen gutmütig polternd: „Nachdem der Burschenkaiser vom Kampfplatz zurückgewichen, ist neuerdings ein von ihm erzogener Schildknappe, der sonst ganz talentvolle und ehrenwerte Züricher Poet Keller in seinen Gedichten gegen die ‚Ichel' aufgetreten. Schade, daß der junge Keller in so üble Hände geraten ist und nicht bessere Gelegenheiten benützt, seinem großen Mangel an geistiger Bildung abzuhelfen, statt ihn durch so beschränkte Diatriben gegen Leute vorzukehren, die er nicht zu beurteilen versteht." An dem polemischen Kleinkrieg in der Züricher Presse, den auf der gottgläubigen Seite vornehmlich Follen und Schulz führten, hat Keller nicht teilgenommen, wenn er auch im persönlichen Verkehr mit seiner Meinung zweifellos nicht hinter dem Berg gehalten hat. Öffentlich sprach er sich erst in den Gedichten 1846 gegen die Rugesche Richtung, besser gesagt gegen den H u m a n i s m u s, aus, denn den praktischen Poli-

tiker Ruge, der an der Niederwerfung der romantischen Reaktion mitarbeitete, hat Keller als Bundesgenossen begrüßt, bekämpfen aber mußte er ihn, insofern er die alleinige Vorbedingung und Grundlage der republikanischen Freiheit im Atheismus erblickte und deshalb jede andere religiöse Überzeugung als kulturfeindlich verfolgte. In einem späteren Aufsatze[13]) bedauert es Keller, daß Ruge tolerant und unbefangen zu urteilen immer mehr verlerne. Hier sagt er auch: „Es ist für Arnold Ruge rein unbegreiflich, wie einer in menschlichen Dingen ein kulanter und liberaler Mann, ein reiner und energischer Republikaner sein, und doch daneben noch diese und jene ‚Schrullen' von Gott und Unsterblichkeit im Kopfe haben könne." In seinen zwei Gedichten „Auch an die Ichel" bricht Keller wieder eine Lanze für den Unsterblichkeitsglauben. Dem von Ruge wiederholt ausgespielten Vorwurf, der Glaube an das Jenseits entfremde dem Menschen die Erde und arbeite der Verwirklichung des Menschenglückes im Diesseits entgegen, scheint er dabei einige Berechtigung beigemessen zu haben, wenigstens sucht er den Unsterblichkeitsglauben mit seiner Erdenfreude in versöhnlichen Einklang zu bringen:

Auch ich glaub' wandellos: Hier ist gut wohnen;
Auf! laßt uns seh'n, wie wir zurecht uns finden:
Die Menschenseele ist zum Glück bestimmt.

Was aber ward und wird aus den Millionen,
Die unversöhnt, bleich, siech von hinnen schwinden?
Wie pitoyabel euer Lichtlein glimmt! (Br. 407.)

So genügt der Gedanke an all die Frühverstorbenen, die ihr Glück nicht auf Erden finden und sich nicht voll ent-

falten können, um ihm den Glauben an die Unsterblichkeit wieder berechtigt, zum mindesten schön erscheinen zu lassen. Daß er dabei dennoch die Unsterblichkeitssehnsucht als Erdenflucht empfinden konnte, das geht aus einem Gedichte hervor, in dem er „den christlichen Griesgrämlern“ vorwirft:

„Wir haben uns bescheidentlich erkoren
Dem Volk zu lichten nur dies ird'sche Leben;
Ihr laßt verhungernd uns zum Himmel schweben.
Wer sind die Schwindler nun? Ihr, alte Toren!“

Und nun für seinen eingeborenen, von Dogma und Christentum unabhängigen Unsterblichkeitsglauben eintretend, fährt er fort:

„Und wenn die Sterne uns geheim erzählen
Von ew'gem Frühling, von Unsterblichkeit:
Was geht das euch denn an in unsrer Zeit?“
(Br. 243.)

Wie eine Fortführung dieses letzten Gedankens mutet das zweite Gedicht: „Auch an die Ichel“ an:

„Wenn ein Poet ein Stück vom ew'gen Leben
Im Herzen trägt schon hier als Morgengabe,
Wenn in Verklärung alle Dinge schweben,
Die er berührt mit seinem Zauberstabe,

Und er den Blick nach dem, was überm Grabe,
Unsterblichkeitsgetränkt, nicht mag erheben:
O, was er auch im Rausch gesungen habe —
Euch soll es d'rum kein gültig Zeugnis geben!

Wenn sonnend sich auf seinem Maienthron
Buntschillernd eine Schlange sich erhebt,
So ist sie mit der Blume Poesie:

Jedoch der Atheist von Profession,
Der nur von Atheismus-Knochen lebt,
Ist eine eingefleischte Blasphemie." (Br. 407.)

Sowohl den christlichen Orthodoxen wie den radikalen Atheisten gegenüber beruft sich also der Dichter, der **Romantiker**, auf sein freies Poetentum, das, über Bekenntnissen und Glaubenssätzen schwebend, selbst Religion ist. Von ziemlich demselben poetisch-ästhetischen Standpunkt aus hatte auch Follen gegen die „Atheisten" den Kampf aufgenommen, deren schneidendkalte, mitunter auch höhnische Religionskritik allerdings blutwenig mit Poesie zu tun hatte. Auch Follen erlaubt nur dem genialen **Dichter** „ein Atheist von Gottesgnaden" zu sein. Ruges Spott trifft daher Follen wie Keller und es steckt ein ganzes Stück Wahrheit in folgender Beurteilung aus seiner Feder: „Keller will die Welt poetisch erlösen und gibt ihr ein endloses Leichengeleier, ein Sterbegewinsel, ein Auferstehungshoffen, führt sie auf den Kirchhof, ja sargt sie zu ‚dem Lebendigbegrabenen' ein ..., der Dichter Keller ist ganz Züricher Philister, liberal, ein Gegner der Jesuiten, notdürftig fromm." Die Frage, ob Kellers Haltung im Ichelkampf von seinen Dankesgefühlen für Follen geboten sei, darf man getrost mit dem Hinweis auf seine selbständige religiöse Überzeugung verneinen, doch würde er ohne die Freunde Follen und Schulz schwerlich sich an den Streitigkeiten beteiligt haben[14]).

Wilhelm Schulz als eingefleischter Verächter der

neuen Philosophie hatte sich sofort zu Follen geschlagen und die Sache für Gott und Religion tapfer in der Presse verfochten. Populärgehaltene Ausfälle gegen den Feuerbachschen Atheismus enthielt dann in Menge sein 1846 erschienener „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin“. Ruge lieferte eine geharnischte Besprechung, worin er die Angst Schulz' vor dem sogenannten Atheismus mit treffsicheren Glossen ins Lächerliche zieht. Schulz, überdies der Reaktion und Pfafferei bezichtigt, macht sich seinerseits wieder lustig über Ruges „jämmerlich magere und kümmerliche Diesseitsreligion“. Darauf erinnert ihn dieser spöttisch an das Jahr 1839, wo sich der biedere, schlichte Volksglaube, dem Schulz das Wort redet, so kräftig bekundet habe, daß er mit seinem Freunde Follen als Anhänger Straußens es für rätlich befunden hätte zu fliehen. Die Antwort Schulzens ist eine Pistolenforderung, falls Ruge nicht eine Ehrenerklärung abgebe. Und zwar sollte in diesem Handel Gottfried Keller den Vermittler spielen. Die Erklärung, die letzterem von dem Geforderten zuging, genügte dem beleidigten Schulz nicht; er wiederholte seine Herausforderung und da Ruge die Fehde nicht mit der Pistole, sondern mit der Feder austragen wollte, wirft ihm nunmehr Schulz ebenfalls Feigheit vor. So nahm der hohe Ideenkampf einen recht persönlichen und ziemlich burlesken Ausgang. Und wenn Keller, damals selbst ein Gottesstreiter, in jener Zeit vielleicht nicht recht fühlte, wie lächerlich es anstand, mit der Pistole in der Hand für den lieben Gott einzutreten, so hatte er es doch längst eingesehen, als er die tragikomische Situation in dem „Narrengefecht“ des „Grünen Heinrich“ poetisch ausschöpfte. Selbst Schulz lachte später von Herzen mit, als er die Lysepisode

las: „Es ist ja beinahe dieselbe Geschichte, die ich, du und einige andere mitgemacht hatten, als wir uns mit Arnold Ruge und anderen herumzankten . . . . . . So geht es mitunter im törichten Menschenleben“[15].)

Mit der Abreise Ruges und Heinzens fanden die Zerwürfnisse einen natürlichen Abschluß, nicht aber für Keller die Auseinandersetzung mit der neuen Philosophie, zumal mit der Lehre Feuerbachs, die sich ihm von neuem in dem Feuerbachapostel Wilhelm Marr aufdrängte. Marr, ein junger Hamburger, war schon 1843 von Herwegh und Follen in den Züricher Kreis der Deutschen eingeführt worden, jedoch seine Begeisterung für den Kommunismus und sein Briefwechsel mit Weitling hatten mit dessen Verhaftung im Juni auch seine Ausweisung zur Folge gehabt. Seitdem sah Marr seine höchste Aufgabe darin, als Wanderprediger in verschiedenen Arbeitervereinen, oft zum Ärger der christlichgesinnten Kommunisten, atheistische Vorträge zu halten. Bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Zürich im Sommer 1845 lernte Marr von den deutschen Flüchtlingen Ruge, Heinzen und Freiligrath kennen, für alle drei hat er Worte der Anerkennung. Vielleicht hat bei dieser Gelegenheit auch Keller seine Bekanntschaft gemacht. Von der atheistischen Propaganda der „Jungdeutschen“, wie Marr seine atheistisch-republikanische Richtung im Gegensatz zu der kommunistischen getauft hatte, war Keller natürlich unterrichtet und gewiß hielt er nie etwas von dem eitlen Treiben solcher „Philosophen“; aber erst nachdem Marr der Schweiz den Rücken gekehrt hatte und sein Buch „Das junge Deutschland in der Schweiz“ (Lpz. 1846) erschienen war, lieh Keller seiner Entrüstung über das Gebaren dieses Propheten öffent-

lich das Wort. In „Literarischen Briefen aus der Schweiz“ beklagt er sich über den Zuzug allerlei windigen Gesindels, wozu er natürlich nicht Ruge rechnet, obwohl er dem „Evangelium des Blödsinns . . . welches sich der neuen Offenbarung rühmt, daß die hingebende Liebe zum Vaterland wie der Glaube an einen Gott der Liebe“ Aberglauben sei, einige derbe Hiebe versetzt. Die volle Schale seines Zornes gießt Keller erst über Marr und seinen Geheimbund aus, indem er, sich an die Darstellung in Marrs Buch anlehnend, mit treffenden Zitaten aus demselben ein Zerrbild von dem Verfasser und seinem Anhang entwirft. „Er arbeitete an nichts weniger als an der Auflösung der alten Welt, lebte bis dahin von Papas Geld, trug L. Feuerbachs ‚Wesen des Christentums‘ in der Tasche“ usw. „Nebenbei suchte er den Arbeitern die durch ihre Flachheit schon genug bekannte Schrift von F. Feuerbach ‚Die Religion der Zukunft‘ durch eine Übersetzung aus dem Platten ins noch Plattere maulgerecht zu machen.“ Marr hatte nämlich die genannte Schrift Friedrich Feuerbachs für Leser aus dem Volke bearbeitet, das heißt auf 24 Seiten ausgezogen und, wie Keller richtig sagt, „maulgerecht“ gemacht. Das Schriftchen hatte einen großen Erfolg, in drei Wochen wurden über 1500 Exemplare verkauft. Friedrich Feuerbach steht völlig im Bann seines Bruders. „Er predigte, seinem eigenen Bekenntnisse zufolge, was dieser lehrte.“ Sein Buch ist herzlich gut gemeint, aber ohne die große Leidenschaft abgefaßt, die mitreißend aus jeder Zeile Ludwig Feuerbachs redet. Ist schon dessen Philosophie volkstümlich gehalten, so konnte eine Übertragung nochmals ins Populäre von seiten des Bruders nur eine Verflachung bedeuten. Es ist also nicht verwunderlich, daß

in Marrs Schriftchen der Feuerbachsche Atheismus, zum drittenmal für das Volk bearbeitet, als unzulängliches Gerede auftritt; immerhin hält sich Marr in der Bekämpfung des Christentums und der Verkündigung des neuen „Glaubens an die Menschheit" in vernünftigen Grenzen. Die praktische Propaganda allerdings, und gegen diese richtet Keller seinen Hauptangriff, wurde marktschreierisch und mit allem eitlen Hochmut eines alleinseligmachenden Glaubens betrieben. „Und doch" meint Keller, „ist man diesem Herrn Marr in gewisser Weise Dank schuldig, daß er den Zopf auf seine Spitze getrieben und es damit anschaulich gemacht hat, wie die alte Mode der ‚jungen Philosophie' endigt. Es ist sehr erbaulich, an seinem und ähnlichen Beispielen zu sehen, wie man den Leuten nur den Gottesglauben aus dem Kopf zu treiben hat, um den Windbeutel übrig zu behalten; und wie man sie dummes Zeug muß tun und schwatzen lehren, damit sie im Gefühl der eigenen Erbärmlichkeit eine Fortdauer nach dem Tode für überflüssigen Luxus halten und sich gar noch eine Ehre daraus machen, die Kandidaten des Schindangers zu sein"[16]. So ist Marr zwar in Kellers Augen ein lächerlicher Auswuchs, zugleich aber auch der folgerichtige letzte Gipfel der neuen Philosophie und Ruge, selbst Ludwig Feuerbach müssen sich gefallen lassen, zu Marr und Konsorten geworfen zu werden. „Muß sich doch der ehrliche Feuerbach[17]) von einem Marr in die Tasche stecken lassen; ist doch sein Wesen des Christentums zum Born der Weisheit ausersehen worden, aus dem Marr seine Hämmel saufen läßt." Eine ähnliche Bedeutung wie Marren mißt Keller anderthalb Jahr später auch Max Stirnern bei. Auch er habe die Feuerbachsche Lehre auf die Spitze

getrieben und wenn Ruge den Vorwurf der Pfaffheit, den Stirner gegen Feuerbach schleudert, entrüstet zurückweise, so gereiche ihm das zwar zur Ehre, aber wenn man einmal den philosophischen Radikalismus ausrotten wolle, dann müßte mit Stirner auch Ruge selbst und Feuerbach fallen[18]).

Diese Weltanschauung, wie sie bisher ihre charakteristischen Seiten hervorgekehrt hat, vom Jüngling begründet, vom Mann geprüft und aufs neue beschworen, sollte binnen einem Vierteljahr einer vollständigen Umwälzung unterliegen, bewirkt durch denselben Philosophen, über den Keller jetzt, Ende des Jahres 1848 den Stab brach, durch *Ludwig Feuerbach*.

Anmerkungen.

1) Als besonders charakteristisch seien hier angeführt „Das Abendlied an die Natur“ (9, 40) oder „Sonnenaufgang“ (9, 32), „Bergfrühling“ (9, 48). Das letzte Gedicht schloß 1846 mit einem grimmigen Ausfall gegen die Jesuiten ab. Im übrigen geben ein gutes Bild von Kellers revolutionärer Lyrik: „Nationalität“ (9, 114), „Tagelied“ (9, 90), „Alles oder Nichts“ (9, 116), „Wanderlied“ (10, 42), „In Duft und Reif“ (9, 60), „Revolution“ (10, 58), „Die Goethepedanten“ (9, 120), „Meergedanken“ (9, 275).

2) E. von Berlepsch in seinem Buche „Gottfried Keller als Maler, Lpz. 1895“ beschreibt eingehend einige Kartons aus der Jugendzeit. Bei aller Betonung des allegorischen Charakters darf man in Keller nicht den Zug zur einfachen großen Linie übersehen. Mit seinen heroischen und ossianischen Landschaften nähert er sich den Rottmanns, Schirmers, Kochs; an diese idealistische Ausläufer der Romantik hätte sich sowohl der grüne Heinrich, wie auch Keller selbst angeschlossen, wenn sie Maler geblieben wären.

3) In der zweiten Fassung tritt diese Absicht deutlicher hervor, als in der A-Fassung; hier heißt es weiter: „Ihn werde ich nie verleugnen, so lange mein Herz nicht vertrocknet“ usw. Dennoch ist in der Neubearbeitung der ganze Hymnus stark gekürzt und die Überschwenglichkeiten darin getilgt worden. Siehe ferner B. 1, 209.

4) Freiligrath hatte eben mit Entsagungskraft der Romantik für immer den Abschied gegeben. Man vergl. in „Ein Glaubensbekenntnis“, Mainz 1844, S. 25 ff. das Gedicht „Ein Flecken am Rhein“. Hier gesteht er wohl seine heimliche Liebe für die „verbannte Königin“ ein, dennoch spricht er ohne Zögern aus: „Dein Reich ist aus, ja ich verhehl es nicht, ein andrer Geist

regiert die Welt als deiner.“ Kellers Gedicht hat ihm daher nie gefallen, in die Sammlung 1883 wurde es nicht aufgenommen (B. 3, 559).

5) Blätter für lit. Unterhaltung 1848, Nr. 196 (Besprechung von Ludwig Börnes französischen und nachgelassenen Schriften).

6) Aus Kellers Kritik über Arnold Ruges Gesammelte Schriften. Bl. f. lit. Unterhaltung, 1848, Nr. 304 und 305. Ruge bekämpft (besonders im ersten Band) die Romantik als fixe Idee, die vom Protestantismus längst überwunden sei.

7) Von der „Frau Margret“ sagt Keller später, sie verstand unter einem Atheisten „einen Menschen, welcher seiner Überzeugung von dem Dasein Gottes zum Trotz dasselbe hartnäckig und mutwillig leugne“. Vergl. auch die Bemerkung über den „konfusen Volksatheismus“ 11, 148!

8) Otto Frommel: Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Berlin 1902. S. 56—85. Frommel verfolgt in liebevoller Weise die religiöse Entwicklung Kellers, insbesondere die des Jünglings; er schöpft dabei aber zu wenig kritisch aus dem „Grünen Heinrich“, der trotz seines Tatsachengehaltes doch ein poetisches Buch bleibt und als solches das biographische Material den Absichten der Komposition unterwirft und teilweise umwertet.

9) Siehe B. 1, 87. Außerdem wurden zur Darstellung der Zeitverhältnisse in der Schweiz benutzt: J. Thomas Scherr: Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthaltes im Kanton Zürich vom Jahre 1825—1839. 4 Hefte. 1839—40. — Heinrich Gelzer: Die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich. Gotha 1843. Hausrath: David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit. München 1876—78 (vergl insbes. I, 342 ff).

10) Vergl. B. 1, 243. Br. 167. „Jesuitenzug“ (9, 281), „Lied zur Zürichschen Volksversammlung in Unterstraß“ (Br. 427), „Auf die Motten“ (9, 118). „Bergfrühling“ (9, 48) endete ursprünglich mit einem Mißklang:

„Denn lieber gepeitscht in Sibirien sein,
Als Herrenknecht in dem Vaterland!
Viel lieber mit Türken Allah schrein
Als in Zwinglis Volk Jesuitentrabant!“ (Br. 203.)

4*

11) W. Marr: „Das junge Deutschland in der Schweiz." Lpz. 1846, S. 53. Weitling an Marr 22. Mai 1843: „Je mehr ich Prof. Follen kennen lerne, je mehr gefällt mir der Mann. Er hatte sich einmal in Gesellschaft von sechs Personen recht energisch für den Kommunismus ausgesprochen."

12) Über den Kommunismus. Wilh. Weitling: „Garantien der Harmonie und Freiheit," Vevey 1842. — Freiligrath. Wilh. Bucher: „Ferd. Freiligrath, ein Dichterleben in Briefen," Lahr 1882. II, 172. — Arnold Ruge: Ges. Schriften IX. Drei Briefe über den Kommunismus. — Heinzen: „Opposition," Mannheim 1846 S. 42 ff. Gegen die Kommunisten. — W. Schulz: Staatslexikon von Rotteck-Welcker. 3. Aufl. Artikel über Kommunismus. — Keller: Blätter für lit. Unterhalt. 1847, Nr. 36—39. „Lit. Briefe aus der Schweiz."

13) Blätter für lit. Unterh. 1848, Nr. 304.

14) A. Follen: An die Gottlosen Nichts-Wütheriche. Heidelberg 1845. — Anonym (Ruge und Heinzen), „Blätter zu dem Lorbeerkranz eines Verschollenen von einigen Nichts-Wüterichen." Zürich 1846. Die darin enthaltenen Gedichte gegen Follen und Keller auch in: Heinzen, Ges. Schriften, New York 1858, I, S. 192 ff., 232 ff. und Ruge, Ges. Schriften X, S. 97 ff. A. Follen: Zweite aufs Vierfache vermehrte Ausgabe der Sonette: „Fliegendes Blatt von einem Verschollenen. Zürich 1846. Darstellungen des Ichelkampfes von: Freiligrath, Wilh. Bucher, Ferd. Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Lahr 1882, II, 151 ff., 170 ff. — Arnold Ruge: Briefwechsel und Tagebuchblätter aus den Jahren 1825—1880, I, 410 ff. Ges. Schriften IX, S. 283 ff. (über Follen und Schulz), S. 292 ff. (über Keller). — Karl Heinzen: Feldzug gegen einen deutschen Kaiserprätendenten [Follen] in den „Politischen und unpolitischen Fahrten und Abenteuern", Mannheim 1846, S. 303 ff. 320 (über Keller). — Schulz [?], Eine lit. Fehde über den neuphilosophischen Nihilismus. Blätter für lit. Unterhaltung. 1846, Nr. 103. Bächtold: 1. 240 ff.

15) Wilh. Schulz: Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin, Mannheim 1846. — Arn. Ruge in Heinzens „Opposition", Mannheim 1846, S. 293 ff. Über den „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin von Wilhelm Schulz"

an die Frau Befreierin und den Herrn Befreiten von A. Ruge. Die aus dieser Rezension erwachsende Fehde beginnt in Züricher Blättern und endet in den „Epigonen". Der Briefwechsel zwischen Ruge und Schulz ist abgedruckt in: Ruge, Ges. Schriften IX, S. 186 ff. — Schulz, Blätter f. lit. Unterh. 1855, Nr. 37 (über das Duell zw. Lys und Heinrich).

16) W. Marr: Das junge Deutschland in der Schweiz, Lpz. 1846. — W. Marr: Die Religion der Zukunft von Friedrich Feuerbach, bearbeitet für Leser aus dem Volke von W. Marr. Bern 1846. — Keller: Bl. f. lit. Unterhalt. 1847, Nr. 36—39. „Literarische Briefe aus der Schweiz." Wieder abgedruckt: B. 1. 446 ff. Die Schrift „Die Religion der Zukunft" ist dort fälschlicherweise L. Feuerbach zugeschrieben.

17) Auch Schulz, sonst ein erklärter Gegner Feuerbachs, erkennt sein „redliches Streben" an (Ruges Ges. Schr. IX, 207). Ebenso erklärt A. Follen, allerdings erst Mitte der fünfziger Jahre, Feuerbach sei „ein ehrenhafter Charakter", er kenne ihn persönlich (Bol. 2, Nr. 271).

18) In der Besprechung von Arnold Ruges Ges. Schriften. Bl. f. lit. Unterh. 1848, Nr. 304—305.

Lebenslauf.

Ich bin am 30. Oktober 1884 als ältester Sohn des verstorbenen Obertelegraphensekretärs Otto Dünnebier in Dresden geboren, erhielt meine Schulbildung in Zwickau i. S. und bestand hier am Realgymnasium Ostern 1906 das Abiturientenexamen. In Leipzig und von Ostern 1907 ab in München studierte ich Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte. Meine Dissertation reichte ich am 1. Juli 1910 ein. Von meinen Lehrern fühle ich mich insbesondere den Herren Professoren Muncker, Paul, Wilhelm und Voll zu Dank verpflichtet.

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.